

LITERATUR

AUTOBIOGRAFISCH

Kein Bock auf Himmel

Bustos Domecq

Christoph Schlingensief's „Tagebuch einer Krebserkrankung“ gibt Einblick in die seelische Achterbahnfahrt eines lebensbedrohlich Erkrankten.

Die Diagnose erwischt ihn in einer Phase intensiven künstlerischen Schaffens, in einer Periode höchster Kreativität. Christoph Schlingensief ist gerade dabei, in Berlin eine Oper zu inszenieren, als die Ärzte im Januar 2008 bei ihm, dem Nichtraucher, Lungenkrebs feststellen. Der Aktionskünstler, Film- und Theaterregisseur mit dem Etikett „enfant terrible“ reagiert so, wie man es von ihm kennt: In aller Verzweiflung geht er in die Offensive. Nach wenigen Tagen beginnt er, über seine Krankheit zu sprechen, über seinen Seelenzustand, seine Ängste und über den Tod. Der 47-Jährige zeichnet alles mit einem Diktiergerät auf. Mal ist er traurig, mal wütend und nimmt eine Trotzhaltung ein. Er fragt sich, wie er mit der Krankheit leben kann, ob er sterben wird, wer er war und wer er ist. Schlingensief beschreibt jede Wandlung. Er betet, schreit und weint. Er hadert mit seinem im Jahr zuvor gestorbenen Vater, mit Gott und mit der Welt.

Die Tonaufzeichnungen dienen als Textgrundlage für das Fluxus-Oratorium „Eine Kirche der Angst vor dem Fremden in mir“, die Schlingensief für die Ruhrtriennale in Duisburg inszeniert, sowie für die Ready-made-Oper „Mea Culpa“ im Wiener Burgtheater. Doch der größte Teil fließt ein in das Buch „So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein!“. Das „Tagebuch einer Krebserkrankung“, so der Untertitel, sei keine Kampfschrift gegen den Krebs, schreibt Schlingensief im Vorwort, sondern „vielleicht eine für die Autonomie des Kranken und gegen die Sprachlosigkeit des Sterbens“. Die Aufzeichnungen helfen ihm, das Erlebte zu verarbeiten. Er geht dabei schonungslos mit sich und den Lesern vor. Seine Egomane und stellenweise pathetische Überhöhung wirken vielleicht auf manche befrem-

dend. Doch es ist dies die Offenheit, die man von Schlingensief kennt.

Dem gebürtigen Oberhausener, der schon Asylbewerber auf den Wiener Opernplatz für eine Protestaktion in Big-Brother-Container steckte, Helmut Kohl beim Urlaub am Wolfgangsee störte, indem er Arbeitslose dazu einlud, dort zu baden, und 1998 die Partei „Chance 2000“ gründete, war noch nie etwas zu peinlich. Warum sollten es dann Krebs und Todesnähe sein? Sein Buch ist so bewegend, dass man es kaum weglegen möchte, ohne es bis zum Schluss gelesen zu haben. Darüber hinaus hilft es vielleicht auch einigen, die das Schicksal mit ihm teilen, nicht aufzugeben und ihre Autonomie zu bewahren, wie er es nennt. „So viele kranke Menschen leben einsam und zurückgezogen, trauen sich nicht mehr vor die Tür und haben Angst, über ihre Ängste zu sprechen“, steht weiter im Vorwort. Schlingensief beschwört das Leben und die Liebe in einer wahren Achterbahnfahrt der Gefühle. Mal verfällt er in Euphorie oder sagt, er habe „keinen Bock auf Himmel“, dann lacht er sich halbtot, als eine verwirrte Frau vor seine Krankenzimmertür schießt, ein anderes Mal heißt es: „Ach, Mann, ist das alles eine Kacke. So eine unendliche Kacke.“

Schlingensief geht schonungslos mit sich und den Lesern vor.

Der frühere Messdiener spricht viel über Gott. Schon am ersten Tag der Aufzeichnungen hat er sich das Buch „Die Bibel. Was man wirklich wissen muss“ von Christian Nürnberger gekauft. Er betet. „Das habe ich ewig nicht mehr gemacht“, sagt er. Vor allem das leise Sprechen mit den Händen vor dem Gesicht tue ihm dabei gut. Am Gottesprinzip kritisiert er, dass es zu einem Prinzip der Schuld und des Leidens verkommen sei. „Warum denkt man nicht an Gott und

preist ihn, wenn man sich freut, auf der Welt zu sein?“, fragt Schlingensief und fügt hinzu: „Warum kommt er immer erst dann ins Spiel, wenn man feststellt: Na klasse, Familie weg und Krebs und wieder kein Sechser im Lotto.“ Ein Stück Vulgarphilosophie, aber warum auch nicht? Eine bewegende Szene ist die, als er in einer Nacht im Krankenhaus die Schreie eines Kindes hört. Schlingensief bittet Gott, er solle doch ihn sterben und das Kind leben lassen. Dann fleht er, weiterleben zu dürfen. Und als das Kind aufhört zu schreien: „So ein Mist, jetzt lebe ich und das Kind ist tot.“ Später erfährt der Leser, dass das Kind wohlauf ist.

Die Beschreibungen sind stellenweise minutiös, dann sprunghaft. Der Gegner wird klar benannt: „der Dreckskerl da drinnen“. Die Ärzte entfernen einen Lungenflügel. Doch der Kampf ist noch lange nicht beendet. Das Warten auf die Chemotherapie dauert ewig, Schlingensief findet immer wieder Halt bei seiner Lebensgefährtin Aino. Sie begleitet ihn durch den Horrortrip der Chemo, ein zwölf Wochen langer Tunnel. Ohne Aino - ihr ist das Buch gewidmet und sie hat

er auch vor kurzem geheiratet - hätte er die Höllenfahrt kaum überstanden. Ohne den geliebten Menschen? Udenkbar. Schlingensief bekommt Heulkrämpfe. „Meine Seele ist völlig eingebrochen“, sagt er. Nach der Therapie will Schlingensief sein Leben ändern, den „Halligalli-Christoph mit seinem Bedürfnis, wahrgenommen zu werden und überall dabei zu sein“, will er hinter sich lassen. Sein Ziel ist es, in Afrika ein Opernhaus zu bauen. Der Krebs kehrt zurück, doch Schlingensief lebt. Er ist so lebendig, so mitteilend für möglichst viele Menschen, wie man nur sein kann, wenn man durch die Hölle gegangen ist, und so massenkompatibel, wie es der Berufsprovokateur zuvor noch nie war. Es ist schwer, nicht ergriffen zu sein von seinem mitreißenden Wortschwall, von diesen kreisenden Gedanken, die endlich ihren Grund finden sollen. Von dem Kampf, der Hoffnung gibt.

Christoph Schlingensief - So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein! Kiepenheuer & Witsch, 256 Seiten.

